

# Franz Fleury

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **139 (1860)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373084>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Franz Fleury.

Fleury's Eltern waren Landleute in einer der nördlichen Provinzen Frankreichs, starben aber beide, als ihr kleiner Franz erst vier Jahre alt war. Ein alter Verwandter nahm ihn zu sich; aber auch dieser starb nach einem halben Jahre. Der kleine Junge wurde, weil kein Waisenhaus da war, dem Gerichtsdienere des Ortes auf öffentliche Kosten zur Pflege übergeben. Fleury's Pflegevater war ein Mann von roher Gemüthsart. Kaum war der kleine Waise in sein Haus getreten, so bekam er Ohrfeigen, weil er sich, vom schnellen Lauf ermüdet, gleich niedergesetzt hatte, ohne zuvor um Erlaubniß gebeten zu haben. Das arme Kind zitterte, da es bisher noch keine solche kränkende Begegnung erlitten hatte. Ein sehr hartes Jahr brachte er bei diesem Unmenschen zu. Einst mußte er einen Brief nach einem benachbarten Orte tragen. Als er unterwegs war, nöthigte ihn ein heftiges Gewitter, unter einem Baume Schutz zu suchen. In der Dunkelheit, und da er der Gegend ganz unfundig war, gerieth der Kleine von dem rechten Wege ab, und nachdem er mehrere Stunden lang die Straße gesucht hatte, kam er endlich auf einen Meierhof, wo die Leute zu Tische saßen.

Froh und mit der einnehmendsten Unschuld und Zutraulichkeit eilte er auf einen der Tischgäste, der Herr des Hauses war, zu und sagte ihm, indem er seine Händchen hinhielt: „Gieb mir auch ein Stückchen Brod; nur ein kleines Stückchen gieb mir! Wenn Du zu meinem Vater im Himmel kommst, gieb er es Dir wieder.“

Der Landmann hatte Gefühl für diese Sprache der Unschuld, nahm den Verirrten auf und behielt ihn bei sich. Sieben Jahre hatte Fleury bei diesem guten Landmanne als Schaf-Hirtenjunge zugebracht, als einst eines Abends, da er seine kleine Heerde in die Ställe treiben wollte, ein Reisender an ihm vorbeiritt. Fleury bemerkt, daß demselben etwas Glänzendes entfällt; schnell läuft er auf die Stelle zu und findet eine goldene Uhr. Ein alter lahmer Schäfer, der sich in der Gegend befand, hinkte, da er den Kleinen im Besitze eines Fundes sah, herbei und wollte Antheil haben. Fleury aber behauptete, daß die Uhr dem Fremden zugehöre. Der Schäfer faßt

ihn mit der einen Hand bei seinem Hirtenkleide, und mit der andern bietet er ihm Geld dar, damit er ihm die Uhr überlasse. „Nein“, sagte Fleury zu Diesem, „die Uhr gehört weder mir noch Dir; der Fremde muß sie wieder haben!“ Unterdessen war der Reiter den beiden Schäfern aus den Augen gekommen. Jetzt reißt sich Fleury von dem Schäfer los, treibt eilends seine Schafe in die Ställe und eilt dem Fremden nach. In der nächsten Stadt angekommen, steht er vor einem Wirthshause ein gesatteltes Pferd stehen. Er vermuthet, daß es dem Eigenthümer der Uhr gehöre, tritt in die Gaststube und findet einen schon ziemlich bejahrten Mann. Es war Hr. Perdin, ein reicher Kaufmann aus Dünkirchen. „Herr!“ sagte Fleury, der vor Anstrengung durch das Laufen nur noch keuchen konnte, „Ihr werdet wohl diese Uhr verloren haben? Ich fand sie und lief Euch so lange nach, bis ich Euch jetzt erreicht habe.“ Der Fremde stellte sich, als ob er nichts wisse, und sagte zu dem Kleinen: er müsse sich in seiner Person irren. „So muß ich nun den rechten Mann aufsuchen“, antwortete er hierauf und wollte eilends hinauslaufen. Die außerordentliche Redlichkeit setzte den Fremden in Erstaunen. „Wer bist Du, mein Sohn?“ fragte er ihn endlich und streichelte ihm das Kinn. — „Ich bin ein Schäfer.“ — „Wer ist Dein Vater?“ — „Er ist nun droben bei den Engeln, und meine Mutter auch.“ — „Hast Du Verwandte?“ — „Ach ja, Herr!“ Hier wollte Fleury, nachdem er dem Herrn Perdin die Uhr übergeben hatte, obgleich er ganz hungerig war, zur Thür hinaus eilen; der Fremde hielt ihn. „Laß mich!“ sagte er ängstlich, „ich habe in der Eile das arme Vieh verlassen; es ist hungerig; ich habe es noch nie so zurückgelassen.“ — „Du bist wohl noch hungerriger, guter Knabe?“ Der Fremde wollte ihm etwas von dem auf dem Tische stehenden Essen geben. Fleury benutzte diesen Augenblick und lief, ohne Belohnung zu erwarten, mit schnellen Schritten fort, so daß der Herr, der ihm eine Strecke nachfolgte, ihn gar bald aus dem Gesichte verlor. Fleury, seine Schafställe leer findend, eilte in voller Angst nach Hause. „Herr!“ rief er, indem er seinen Herrn erblickte, „straf mich, ich war untreu; aber es ist nicht meine Schuld. Unser Lehrer hat's zu verantworten;

der hat uns Kindern so oft in der Schule gesagt: fromme Menschen müßten das Gefundene nicht behalten. Ich kann ja nichts dafür, daß der Herr so geschwind ritt.“

„Das kannst Du auch nicht, guter Knabe!“ Mit diesen Worten trat Herr Berdin, der ihm nachgeritten war, in die Stube, und weil er sah, daß der Meier einen Stock in der Hand hielt, so ging er freundlich mit den Worten auf ihn zu: „Schlag' mich, Vater! nicht den Knaben; denn ich habe ihn verführt.“ Hierauf erzählte er dem Bauer die ganze Sache und hielt so lange mit Bitten an, bis er ihm den jungen Schäfer überließ. Nachdem er diesen ausruhen lassen und den Bauer beschenkt hatte, nahm er den Knaben mit sich nach Haus, ließ ihn besser kleiden und hielt ihm einen eigenen Lehrer, bei welchem der brave Jüngling in kurzer Zeit in guten Sitten sowohl, als in den Kenntnissen eines Kaufmannes bewunderungswürdige Fortschritte machte. Gleich von Anfang gewöhnte er sich an die genaueste Ordnung in seinen Geschäften. Sowohl im Winter als im Sommer stand er täglich um 5 Uhr auf und verrichtete sein Gebet. Hierauf machte er abwechselungsweise einen französischen oder deutschen Aufsatz; dann ging er in die Schreibstube, wo er jeden müßigen Augenblick zum Lesen benutzte. Des Abends übte er sich auf dem Klavier oder beschäftigte sich auf's Neue mit Lesung nützlicher Bücher. Diese edeln Beschäftigungen bewahrten ihn vor den Fallstricken, in welche die unerfahrene Jugend leider so leicht geräth, vor Verschwendung, Unkeuschheit und böser Gesellschaft. Sie verschafften ihm nach und nach eine edle Charakterstärke und erwarben ihm die Liebe seines Herrn. Einst war dieser nach Bordeaux gereist. Die während seiner Abwesenheit ungemein redlich geführte Verwaltung der Geschäfte gewann dem Fleury das ganze Herz seines Prinzipals. Dieser beschenkte ihn sehr reichlich und sorgte zugleich dafür, daß Fleury die geschenkte Summe mit gutem Vortheile in eine Bank niederlegen konnte. Statt bei diesem unvermutheten Glücke stolz oder in seinem Fleiße nachlässig zu werden, setzte der gute Jüngling seine bisherige Lebensart unausgesetzt fort, sorgte mit gleicher Gewissenhaftigkeit für das Interesse seines Herrn und für die immer größere Vervollkommnung

seiner eigenen Geschicklichkeit. Dies hatte die Folge, daß ihm sein Prinzipal das uneingeschränkteste Vertrauen schenkte und ihm nun sein sämmtliches ansehnliches Vermögen unter die Hände gab, ohne sich je merken zu lassen, daß er Rechenschaft von ihm forderte. Dieses wußte ein junger Kaufmann, mit welchem Fleury zuweilen Geschäfte abzumachen hatte. Seiner Verderlichkeit wegen bankerot geworden, versuchte er nun, den Liebling des Herrn Berdin durch allerhand Künste zu seinem Vortheile einnehmen zu können. Fleury, schon als Knabe ein Muster der Redlichkeit, ließ sich durch nichts in der Welt zur Untreue verleiten und wies seinem Verführer mit der ernststen Miene der beleidigten Rechtschaffenheit und mit männlichem Muth die Thür. Einst war Fleury des Abends ganz allein auf dem Zimmer und beschäftigte sich mit Lesen, als dieser junge Kaufmann schnell eintrat, ihm eine Pistole auf die Brust setzte und von ihm verlangte, einen Wechsel von 5000 Louisd'or mit Berdin's Namen zu unterschreiben. „Schieß zu, Unglücklicher!“ schrie Fleury; „ich fürchte den Tod nicht, wenn ich das Leben mit Schande erkaufen soll.“ Die Miene, mit welcher Fleury bei diesen Worten den Mörder anblickte, hatte Heldenkraft; sie spiegelte den Muth eines edlen Herzens und traf den Bösewicht — denn jeder Lasterhafte wird feig, wenn er die Tugend zur Gegnerin hat — so glücklich, daß der Mörder das Gewehr fallen ließ, welches auf der Erde unschädlich losging. Kaum war der Schuß geschehen, als Herr Berdin rasch ins Zimmer trat und erstaunte, einen Fremden zu erblicken, der sich sogleich vor ihm niederwarf und seine Knie umfaßte. Fleury, den Berdin's plötzliche Erscheinung ebenfalls sehr überraschte, war so edelmüthig, daß er noch Hrn. Berdin um Verzeihung für den Verbrecher bat. Auch er behandelte ihn nur als einen Unglücklichen, indem er ihm eine bedeutende Summe schenkte, in der Hoffnung, ihn dadurch vor einem weiteren Verbrechen zu bewahren. Nach diesem Vorfalle schrieb Berdin sein Testament und setzte Fleury zum Erben aller seiner Reichthümer ein. Noch jetzt verschwiegen er ihm zwar das zuge dachte Glück, um zu seinem Geburtstage den Freund seines Herzens mit dieser Nachricht zu überraschen. In dieser Zwischenzeit wollte nun Berdin, der, obgleich schon

in einem Alter von 70 Jahren, es doch immer noch für seine Pflicht hielt, durch beständige Thätigkeit nützlich zu sein, eine Reise nach Lissabon machen. Er ging wirklich dahin ab und nahm in der freudigsten Hoffnung, daß er zeitig genug wieder zu Hause sein werde, von seinem Liebling Abschied. Fleury, der es kaum erwarten konnte, seinen gütigen Herrn wieder zu sehen, eilte an dem Tage, da Berdin wieder einzutreffen gehofft hatte, nach dem Hasen. Allein er mußte dies Mal traurig wieder nach Hause gehen, und diesen Gang hatte er nun unter wechselseitigen süßen Erwartungen und traurigen Ahnungen schon 14 Tage nach einander gethan. Noch immer begleitete ihn die Hoffnung zum Hasen, als eines Tages einer der Matrosen seines Prinzipals mit der traurigsten Miene zu ihm kam und ihm meldete, daß das Schiff auf seiner Rückreise untergegangen sei, und daß bloß er nebst dem Küchenjungen sich gerettet habe. Fleury's Schmerz war unbeschreiblich und zog ihm eine gefährliche Krankheit zu. Unterdessen kam das Gerücht von diesem Unglücksfalle auch Berdin's einzigem Bruder, der gleichfalls Kaufmann war, zu Ohren. Dieser eilte sogleich nach seines Bruders Hause, nahm, ohne daß der kranke Fleury etwas gewahr wurde, mit Gewalt die Schriften des Verunglückten zu Handen und ließ hierauf Alles versiegeln. Unter den Schriften befand sich auch das Testament, nach welchem Fleury alleiniger Erbe war. Dieses verbrannte er, und in seiner Schleichheit fand er Mittel, die dabei gebrauchten Zeugen zu seinem Vortheile zu bestechen. Hierauf setzte er sich in den Besitz der sämtlichen Güter seines Bruders, und der kranke Fleury mußte seine Stelle aufgeben.

Er mietete sich nun ein kleines Zimmer in einer einsamen Gasse der Stadt, mit dem Vorsatze, nach seiner Genesung diesen für ihn jetzt so traurigen Aufenthaltsort zu verlassen. Einsam und betrübt auf dem Zimmer sitzend und so ganz mit dem Bilde seines ihm unvergeßlichen Wohlthäters beschäftigt, wurde er einst unvermuthet in seinen Betrachtungen durch den Empfang eines Briefes gestört; aus dessen Aufschrift erkannte er sogleich die Handschrift seines Herrn und Freundes Berdin. Fleury erbrach ihn schnell, las, küßte ihn und las ihn auf's Neue. Berdin war, wie er aus diesem Briefe fand,

zwar noch am Leben, befand sich aber freilich in einer Lage, die nicht viel besser war als der Tod. Er schmachtete zu Algier in der Sklaverei, und nur eine Summe von 6000 Thalern konnte ihn seinem treuen Fleury wieder schenken. In fliegender Eile rannte dieser Redliche durch die Straßen, um sein niedergelegtes Kapital, das ihm eigenthümlich zugehörte, zu holen. In Zeit von einer Stunde hatte er schon dafür gesorgt, daß es sammt den Zinsen seinem unglücklichen Wohlthäter zugesandt werden konnte.

Kaum hatte Fleury nach seiner Ankunft zu Hause angefangen, sich das Wiedersehen auszumalen, als zwei Gerichtsdiener in das Zimmer traten und ihn mit sich ins Gefängniß führten, wo er in Ketten gelegt wurde. Der obgedachte Bruder seines Prinzipals, ein eben so geiziger als hinterlistiger und grausamer Mann, hatte ihn nämlich angeklagt, daß er heimlich noch Kapitalen seines Bruders in Händen habe. Der Matrose, der die Nachricht von Berdin's Tode ausgesprengt hatte, war bestochen worden, und da dieser über die Richtigkeit seiner Aussage einen Eid ablegte, so wurde Fleury vom Gerichte für schuldig gehalten. Schon hatte er zwischen den schrecklichen Folter-Instrumenten gelegen, die eine genaue Angabe der noch in seinen Händen sich befindenden Kapitalien erpressen sollten, als sein Freund und Wohlthäter Berdin ins Gefängniß trat. Bald umarmte Berdin Fleury's Knie und sank dann auf seinen Liebling hin, bald schlangen sich Fleury's Arme um seinen wieder gefundenen Beschützer, und sein ganzes Herz flog aus seinen schwachtenden Blicken in Berdin's thränendes Auge hinüber. Nach zwei Jahren starb der gute Greis.

Fleury, der nun Herr von 3 Tonnen Goldes war, schenkte den dritten Theil dieser Summe sogleich dem Bruder seines Herrn, der auf Lebenszeit zum Zuchthaus verurtheilt worden war; denn von der verdienten Todesstrafe war er auf Fleury's und Berdin's anhaltende Fürbitte verschont worden. Eine fernere große Summe ließ er den Hausarmen baar auszahlen, und ein anderes Kapital legte er nieder, damit die Zinsen davon jährlich an Nothleidende vertheilt würden. Endlich gab er noch 50,000 Thaler zur Erbauung eines Waisenhauses her. — Er starb an einem Schlagflusse im 90. Jahre seines Alters.